

Frauenstimme

Nr. 21 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

15. Oktober 1925

Gemeindewahl und Jugendschutz.

Wilde Gerüchte gehen noch immer um über die Verwahrlosung der deutschen Jugend. Wenn der Bürgersmann verächtlich von den proletarischen Nichtstuern und Taugenichtsen spricht, vergißt er, wie Kriegs- und Nachkriegszeit an der Jugend gehaust haben. Schlechte Ernährung und mangelnde Erziehung durch Abwesenheit des Vaters und Erwerbsarbeit der Mutter haben den Körperzustand verschlechtert und die geistige und sittliche Erziehung gefährdet. Trotzdem ist die Behauptung von der wachsenden Verwahrlosung der Jugend Lüge. Im Gegenteil: aus dem Jammer, in den unsere kapitalistische Wirtschaft unsere junge Arbeiterschaft täglich stößt, erhebt sie sich mutiger und zukunftsfreudiger denn je. Jeder weiß es, der die Augen offen hat, um zu beobachten, wie sie in den Stadtmauern nach den geistigen Gütern der Welt greifen, draußen die Landschaft ihres Vaterlandes genießen.

Woher kommt das? Für die Arbeiterjugend arbeitet die Arbeiterschaft selbst zäh. Tausende stehen heute in Berlin im Dienst der Arbeiterwohlfahrt, namentlich Frauen, und die Arbeiterwohlfahrt ist eng verbündet mit der Sozialdemokratie. Die Arbeiterwohlfahrt will die durch Not und Erziehungslosigkeit gefährdete Jugend schützen und bessern.

Aber die von der sozialistischen Arbeiterschaft getragene Arbeiterwohlfahrt hat nicht die Mittel, all das zu leisten, was die Jugendwohlfahrtspflege beansprucht. Man muß nur an die Waisenhäuser, Fürsorgeerziehungsanstalten mit ganz modernen erzieherischen Einrichtungen denken, um das zu begreifen. Das ist auch nicht die moralische oder gesetzliche Pflicht der Arbeiterwohlfahrt. Die Pflicht der Gesamtbevölkerung ist es; ihre sozialen Zustände bringen ja die Not. Und so weit hat es der jahrelange politische Kampf der Sozialdemokratie gebracht, daß unsere geschriebenen Gesetze das anerkennen. Sie weisen den Gemeinden diese Aufgaben zu, in unserem Falle also der Stadt Berlin. Für die Art der Tätigkeit eines Jugendamts, den Umfang seiner Leistungen — wieviel Jugendlichen sie zugute kommt und wie hoch zum Beispiel die Unterstufungen sind — für den Geist, der in Waisenhäusern und Fürsorgeerziehungsanstalten, in Kindergärten und Horten herrscht, ist seine Zusammensetzung entscheidend. Und sie wiederum wird von der Stadtverordnetenversammlung bestimmt, die von der Einwohnerschaft gewählt wird.

Das Berliner Jugendamt unterstand bisher einer Frau, und zwar einer Sozialdemokratin, der Genossin Klara Wehl, die diesmal an der Spitze der sozialdemokratischen Stadtratsliste steht. Es hat in den letzten Jahren mit hervorragendem Eifer versucht, der Not unserer Jugend zu steuern, soweit es möglich ist, nach den vom Reichstag gemachten Gesetzen und den Bewilligungen finanzieller Mittel durch eine Stadtverordnetenversammlung mit bürgerlicher Mehrheit.

Das Jugendamt betreut gegenwärtig 40 000 Mündel als städtischer Amtsvormund, meistens uneheliche Proletarierkinder, denen es Rechtsberater und Freund sein muß. Es hat ihren Unterhaltssatz von etwa 25 Mark vor dem Krieg auf 35 Mark heraufgesetzt. 13 000 Kinder sind in Berlin bei ihnen fremden Leuten in Pflege. Das Jugendamt hat ihre Unterbringung zu beaufsichtigen, hat für gute Pflege und Erziehung zu sorgen.

17 000 aufsichtslose Kinder sind in Kindergärten und Horten untergebracht, die zum Teil der Gemeinde gehören. Die Angestellten privater Anstalten unterstützen das Jugendamt. Häufig hat es die Kosten für die untergebrachten Kinder zu tragen.

Wandernde Jugendliche werden untergebracht, betreut, in die Heimat befördert.

Gegenwärtig hat Berlin 1481 von den Gerichten überwiesene Fürsorgezöglinge in Obhut des Berliner Jugendamts. Das sind schwer erziehbare Kinder, denn in Fürsorgeerziehung kommen sie ja nur, wenn sie verwahrlost oder nahe daran sind, oder schon vor dem Strafgericht gestanden haben. Ein Teil der Kinder kommt in Landpflegestellen, die das Jugendamt erkundet hat und beaufsichtigt, andere in städtische Anstalten.

Moderner Geist ist in diese Anstalten eingezogen. Der Fürsorgezögling ist kein Sträfling mehr und wird auch nicht allein mit Gebeten erzogen. Körperliche Züchtigung, Arrest, Kostschmälerung kommen als Erziehungsmittel nicht mehr in Betracht. Familiensystem, Erziehung durch Arbeit und Selbstverantwortlichkeit, Arbeit, Sport und Spiel in der Natur, Kampf gegen Alkohol und Schundliteratur sind an ihre Stelle getreten. In Lehrwerkstätten werden sie für einen Beruf ausgebildet. Weibliches Personal ist angestellt, um den Kindern das weiblich-mütterliche zu geben.

Was hier von den Fürsorgeerziehungsanstalten gesagt worden ist, gilt auch für die Waisenhäuser, Erziehungsheime, Kindergenesungs- und Erholungsheime und das Lehrlingsheim.

Ein Amt wie das Berliner Jugendamt, das so tief in die Not der gefährdeten und schon verwahrlosten Jugend blickt, muß, wenn es von echter sozialer Gesinnung getragen ist, alles tun, dieser Not vorzubeugen. Darum hat das Berliner Jugendamt selbst Jugendpfleger angestellt, darum unterstützt und fördert es die Vereine nicht. Es stellt ihnen nicht nur seinen Rat und sein Geld zur Verfügung, sondern auch Räume und in ihnen Schreib-, Les- und Spielmaterial! Es speist Schulkinder, es hat Jugendbüchereien begründet, Werkstätten für den Handfertigkeitsunterricht eingerichtet, Spielfläche in und vor der Stadt geschaffen oder ausgebaut. Der gute Film wird gezeigt, Schund in Kino und Literatur werden bekämpft.

Besonders hat sich das Jugendamt der Erholungs-fürsorge gewidmet, Kinder werden im Sommer täglich oder Schulkinder doch in den Ferien vor die Stadt geführt und beköstigt, erholungsbedürftige hinausgeschickt aufs Land in Familien oder Heime.

Das alles muß nun fortgeführt und ausgebaut werden. Am 25. Oktober hat Berlin Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung. Wir haben schon gesagt, daß die Wahlen Zusammenfassung und Arbeit des Jugendamts bestimmen. Die bürgerlichen Parteien bringen der Notlage der proletarischen Jugend wenig Interesse entgegen, höchstens einmal einzelne Mitglieder. Die Kommunisten haben keinen Sinn für praktische Arbeit. Die Sozialdemokratie ist eins mit dieser Jugend und wird für sie kämpfen und arbeiten. Darum werbet und wirkt für den

Sieg der Sozialdemokratie am 25. Oktober!

Sichert die freie Schule!

Wieder hat die reaktionäre Reichsregierung zu einem Schlag gegen das Proletariat ausgeholt. Diesmal will sie unseren Kindern und uns die sozialistische Ideenwelt entreißen.

Als zu Anfang dieses Jahres das Zentrum sich noch nicht klar entschieden hatte, ob es sich rechts oder links, monarchistisch oder republikanisch orientieren sollte, bot ihm der Reichsstatthalter Dr. Luther in seiner Antrittsrede ein Reichsschulgesetz an. Inzwischen ist nun mit Hilfe des Zentrums der Zoll- und Steuerraub unter Dach gebracht. Aber jetzt winkt die Belohnung: dieselben Parteien, die einst im Kulturkampf Bismarcks die schärfsten Gegner der katholischen Kirche gewesen waren, die noch im April dieses Jahres den Katholiken Marx mit Schmutz bewarfen, dieselben Männer, denen angeblich die „nationale“ Sache über alles geht, sind jetzt bereit, das gesamte deutsche Schulwesen reiflos und rettungslos der Kirche, der katholischen wie der evangelischen, auszuliefern — ein Schachergeschäft um die „höchsten Güter der Nation“ und zugleich ein Stück Klassenkampf gegen die aufstrebende Arbeiterklasse, die in der weltlichen Schule eine ihrer wichtigsten Waffen sieht.

Dieser Entwurf eines Reichsschulgesetzes ist die glatte Übertragung der Grundgedanken des bayerischen Konkordats auf das Reich. Daß dabei wiederum die Reichsverfassung in krasser Form verletzt wird, nimmt wohl allmählich niemanden mehr wunder; denn diese Verfassung scheint ja in erster Linie dazu bestimmt zu sein, an hundert Stellen zugunsten der Reaktion durchlöcher zu werden. Dennoch übertrifft dieser Entwurf im einzelnen noch unsere schlimmsten Erwartungen.

Die Regelschule würde nach diesem Entwurf die „Bekennnisschule“ werden, denn schon auf Antrag der Erziehungsberechtigten von 40 schulpflichtigen Kindern soll der Staat eine solche Bekenntnisschule errichten müssen. Selbstverständlich wird die Kirche nicht ruhen, bis sie auch in dem kleinsten Orte diese geringe Zahl Unterschriften beisammen hat. Die Bekenntnisschulen liegen dann vollständig in der Hand der Religionsgesellschaft. Nicht etwa nur der Religionsunterricht ist in Übereinstimmung mit den Grundgedanken der Religionsgesellschaft zu erteilen, nein:

„die gesamte Unterrichts- und Erziehungsarbeit muß getragen sein von dem Geist des Bekenntnisses. Im Lehrplan und Lehrstoff sowie bei der Auswahl der Lehr- und Lernmittel ist gebührende Rücksicht auf das bekenntnismäßige Gepräge der Schule zu nehmen.“

Diese gebührende Rücksicht heißt natürlich, daß alle Fächer, bis hinunter zum Turn-, Zeichen-, Handarbeitsunterricht, der konfessionellen Erziehung zu dienen haben. Es versteht sich dann schon von selbst, daß auch „im Schulbetriebe die dem Bekenntnisse eigenen religiösen Lehren und herkömmlichen Gebräuche zu pflegen sind.“ Man kann sich danach die Produkte dieser Schulen ungefähr vorstellen!

In diesen Schulen dürfen natürlich nur Lehrer unterrichten, die der Kirche genehm sind. Deshalb werden ja auch bereits überall konfessionelle Lehreraudienzen errichtet. Der Staat, der in seinen eigenen Schulen tatsächlich nichts mehr zu sagen haben wird, wird gütigst noch herangelassen, die Kosten zu tragen — und für die Kirche den gehorhamen Diener zu spielen. Denn wenn ein Lehrer nicht so tut, wie die Kirche es will, so hat der Staat ihn schleunigst abzuwerfen. Tausende von linksstehenden Volksschullehrern werden also auf die Strafe gesetzt werden.

Für den Religionsunterricht sind natürlich noch besondere Vorsichtsmahregeln getroffen.

„Den Religionsgesellschaften ist ausreichende Gelegenheit zu geben, auch durch Besuch des Religionsunterrichts durch besondere Beauftragte sich davon zu überzeugen, ob diesem Erfordernis (Übereinstimmung mit den Grundgedanken der betreffenden Religionsgesellschaft) genügt wird. Stellt eine Religionsgesellschaft fest, daß dies nicht der Fall ist, so ist sie befugt, die Landesregierung um Abhilfe anzugehen. Diese ist verpflichtet, alles zu tun, um den geforderten Erfordernissen zu genügen.“

Das sind die wichtigsten Bestimmungen für die Bekenntnisschule. Diese Schulform soll aber um so mehr die Regelschule des deutschen Volkes werden, als die sogenannten „Werkstattschulen“ nach diesen Bestimmungen wohl überhaupt nicht zur Entstehung gelangen werden und

für die Einrichtung bekenntnisfreier, d. h. weltlicher Schulen eine ungeheure Erschwerung vorgehen

ist: die Umwandlung einer Schule mit nur einer Schulstelle (also zolllose Landtschulen) in eine weltliche Schule ist nur zulässig, wenn die Erziehungsberechtigten sämtlicher Kinder dies beantragen, während zur Umwandlung in eine Bekenntnisschule der Antrag von drei Vierteln der Erziehungsberechtigten genügt! Kein Wunder, daß Ausbildungsstätten für Lehrer an weltlichen Schulen z. B. in Preußen gar nicht erst geschaffen werden. Man hält die weltliche Schule offenbar bereits für tot.

Noch vorläufig noch zu Urrecht. Denn der Kampf, der jetzt um die weltliche Schule entbrennen wird, ist kein aussichtsloser, wenn wir ihn mit derselben Energie, mit derselben Unermüdlichkeit führen wie unsere Gegner. Zu diesem Kampfe aber werden wir entschlossen sein, wenn wir uns die tiefe Bedeutung dieses Gelegenheitswurfs klar machen. Wir brauchen nur an unsere eigene Schulzeit, an unsere eigenen Religionsunterricht zu denken, um uns an die Verlogenheit zu erinnern, mit der hier der unvorbereitete Kindergeist gegen die Sozialdemokratie verkehrt wurde. Wollten wir zulassen, daß unsere Kinder uns entfremdet, zu Schädlein ihrer eigenen Zukunft

erzogen werden? Wir wissen, daß es fast unmöglich ist, in den wenigen Stunden, die den Arbeitelktern für ihre Kinder bleiben, diese Einflüsse wieder auszugleichen. Wir wissen aber auch, daß sich nichts so unausrottbar festsetzt wie das, was dem Kinde in frühesten Jugend eingehämmert wird.

Der Schiele-Entwurf rechnet zweifellos auf die starke Unterstützung der Frauen. Leider kann man auch immer wieder feststellen, daß solche Berechnungen nicht auf Sand gebaut sind. Noch immer ist die Frau auf Grund jahrhundertelanger Tradition geneigt, zu übersehen, was sich hinter den „Gefühlswerten“ der Kirche und der Religion an politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen versteckt. Um so klarer muß und wird die Proletarierfrau erkennen, worum es geht: um einen neuen Versuch, uns ein wichtiges Mittel in der Erziehung klassenbewußter Proletarier zu rauben. Dagegen gibt es nur eins: den geschlossenen Widerstand der gesamten Arbeiterklasse! Dora Fabian.

Der Gang zum Standesamt.

Der große Tag war gekommen. Gefolgt von den beiden Trauzeugen schritt Ilse rasch und leicht am Arme ihres Bräutigams durch das lärmende Treiben der Straßen. Sie waren beide Menschen, denen wohl der Geist gereift, aber das Herz jung geblieben war. Ihr Herz hatte ihre Neigung frisch bewahrt in all den langen Jahren des Harrens, die keineswegs ausgefüllt waren mit den interessanten Schicksalen und Verstrickungen der Romanhelden und -prinzessinnen, sondern mit aufreibenden Sorgen, Rechnen, Sparen und Wohnungsuchen.

„Heute ist also der glücklichste Tag meines Lebens,“ dachte Ilse. Ja, sie war glücklich, aber aber — sie konnte sich's nicht verbergen — irgendwo, tief drinnen, da sah ein Fragen und Zweifel. Heraus damit und ihm bei Licht ins Gesicht gesehen! Und schon hatte sie's und konnte es sich mit ihrem scharfen Gedankenmesser fein säuberlich zerlegen. Niemals hatte sie sich nach Art phantastischer junger Mädchen ihren Ehestand himmelblau in rosa gemalt. Sie wußte: hart ist das Leben und das Einkommen schmal. Erleichterungen und Hilfe im Haushalt würde sie sich nicht schaffen können. Aber hatte sie sich das schon mit allen Konsequenzen durchdacht, hatte sie sich ganz klargemacht, welchen Verzicht das für sie einschloß? Sie dachte an ihre Mutter, an die Frauen ihrer Verwandtschaft, an ihre verheirateten Freundinnen, von denen manche nicht früh genug in das vermeintliche Eheparadies einzutreten konnten: müde, vergrämte, überarbeitete Frauen, die noch spät am Waschtisch stehen oder über die zerrissenen Kleider gebeugt sitzen mußten, während sie selbst nach Geschäftsschluss zur Bildung ihres Geistes und Erhebung ihrer Seele ein gutes Buch hatte zur Hand nehmen können. Würde sie all das, was bisher ihr halbes Leben ausgemacht hatte, entbehren müssen? Ihr klares Gesicht verfinsterte sich plötzlich und sie seufzte aus bedrängtem Herzen tief auf. „Lieb was ist dir?“ fragte besorgt der Bräutigam, aber da waren sie schon an der Tür mit den Blechschildern und dem Wappen über dem Eingang. Als sie hindurchgeschritten waren, fiel die Tür mit dumpfem Knall hinter ihnen zu, der durch die vielen Gänge des Amtsgebäudes nachhallte. Ilse fühlte einen Stich, ihr war, als habe sich die schwere, eiserne Tür eines Kerkers hinter ihr geschlossen, aus dem es niemals ein Entkommen gab. Und dabei lebte sie doch ihren Kurt von ganzem Herzen! Was war denn das heute mit ihr? Sie war gewohnt, nichts Dämmerndes, Unaufgelöstes in ihrer Seele zurückzulassen, sie mußte sich auch dies ins Bewußtsein heben. Ja, der Zwang war es, den sie haßte, ihr freies stolzes Menschentum wehrte sich dagegen, daß durch starre Organisation und Paragraphen äußerlich gekettet werden muß, was sich aus freier Neigung innerlich verbindet.

Im Vorzimmer hatten sie noch eine Weile zu warten. Mit leiser Stimme bat Kurt wieder, ihm mitzuteilen was sie bewegte. Und sie sagte es ihm. „Ich danke dir, mein Lieb, für deine Offenheit,“ antwortete er. „Ich glaube, an dem Nichtausprechen dieser Dinge sind manche Ehen in unserem Freundeskreis kaputtgegangen. Aber Sorge dich nicht! Wir wollen uns dies geloben: die Bindung, die wir uns äußerlich vor dem Gesetz auferlegen, erhält ihre Berechtigung nur aus der inneren Bindung, die wir für einander empfinden. Freie Menschen sind wir und wollen es bleiben und um unserer Würde willen es niemals dulden, daß die äußere Fessel uns allein zusammenhält, wenn die inneren Bande einmal gerissen sein sollten. Und was das andere anbelangt, mein kleines Bräutchen, so sehe ich deine Bedenken völlig ein. Häßt du denn deinen Kurt für einen Sklavenshalter? Wie bei anderen Ehepaaren, die wir kennen, soll es bei uns nicht werden. Die Vorstellungen der meisten Ehemänner, es sei unter ihrer „männlichen Würde“, die Frau bei vielen mechanischen Arbeiten durch Gespräche über geistige Dinge anzuregen ihr vorzulesen oder gar zur Zeitgewinnung ihr bei der häuslichen Arbeit zu helfen, gehören für mich einer überwundenen Zeit an. Freilich, reine und vollkommene Lösungen sind das keineswegs. Wir sind Übergangsmenschen und leiden an dem Zwiespalt unserer Zeit. Der beflügelte, vorwärtstrebende Geist eilt der trägen Materie voran. Auf eine Umwandlung der Gesetze und der veralteten Formen des Haushalts werden wir wohl noch lange warten müssen. Aber eins können wir auch heute schon: kämpfen mit der ganzen Kraft unserer Seele, daß es besser werde! Und kämpfen, gemeinsam kämpfen für eine neue Zeit, das wollen wir, das sei der tiefste Sinn unseres Bundes!“ — Da öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer und sie wurden aufgerufen. Mit leuchtenden Augen schritt Ilse einem frohen, bewußten „Ja“ entgegen.

Arbeiterzug.

Von Eugen Lehmann, Karlsruhe.

Die Sirenen gell verstümmten.
Müde Menschen heimwärts gehn —
Dort beim Stationsgebäude
Andre ruhig wartend stehn.

Ansaucht die Lokomotive
wie ein feuerschwanger Stier;
rote Funken wild gen Himmel
schraubt das starr-lebend'ge Tier.

Schnell getuppelt sind die Wagen,
und der Zug steht fahrtbereit.
Bern im Westen glänzt der Sonne
legte heil'ge Herrlichkeit.

Eingestiegen sind nun alle,
nicht ein Bläbchen mehr ist frei;
Pfeifen qualmen, Ruhe waltet,
ab und zu ein Wort dabel.

O wie schön sind Schwielenhände,
Ineinander still gelegt;
denn der Arbeit Gottesadel
ist verdient auf sie geprägt.

„Fertig!“ Rufe, Türen schlagen,
rud' der Zug fährt langsam an —
Friede sitzt in jedem Wagen
— Und ein Tagwerk ist getan.

Freude am Schulbesuch.

Wie man sie anziehen muß.

Von Sofie Lazarsfeld (Wien).

Ein Besuch im Hause einer befreundeten Familie, deren Kinder in die untersten Volksschulklassen gehen, zeigte mir diese Kinder, wie sie mit einigen Freunden gerade Schule spielten. Als ich eintrat, sagte der „Lehrer“ einem der Kinder mit vorwurfsvoller Stimme: „Schämst du dich nicht, wie kannst du nur so was tun!“ Der also angeredete Knirps stand recht trozig da, schien sich in keiner Weise zu schämen und rief endlich hinauf zum „Ratheder“: „Kannst dich selber schämen, daß du so zu mir bist!“ Darauf großer Aufruhr wegen Respektverletzung gegenüber dem Lehrer.

Der Vorfall, der diese Szene hervorgerufen hatte, war mir unbekannt, aber das Bild, das er vor mir entrollt hatte, machte mich nachdenklich. Ich dachte darüber nach, woher die Kinder diese Einstellung wohl hatten, und mir war klar, daß der Kleine, der den Behrer spielte, daran gewöhnt war, die Lehrer in der Schule in vorwurfsvollem Ton zu den Schülern reden zu hören, denn Kinder kopieren unwillkürlich ziemlich genau, wenn sie Erwachsene spielen. Ich erinnerte mich eines zweijährigen Jungen, der seinen Hanswurst in die Sofaecke gedrückt hatte mit den Worten: „Da bleibst du sitzen und rührst dich nicht, keinen Mucks!“ Und ich wußte, daß es die wörtliche Wiederholung der Ermahnung war, die dieser Junge von seiner Mutter zu hören bekam. Da wurde mir wieder einmal so recht deutlich bewußt, wie viel wir sündigen, wenn wir unsere Kinder durch Ermahnungen erziehen wollen anstatt durch Beispiel. Im Hause einer Freundin war einmal helle Verzweiflung, weil der Junge, der bei Entfernung eines Holzspalters aus dem Finger mörderisch schrie und um sich haute, der ermahnenen Mutter zurief, sie solle ihn in Ruhe lassen, sie sei auch nicht besser. Man war entsetzt über diese „Frechheit“ des Kindes und doch hatte er nur die Wahrheit gesagt, denn er war wiederholt Zeuge der Wehleidigkeit und Mangelhaftigkeit der Mutter gewesen. Diese überempfindliche Mutter verlangte jetzt von ihrem Jungen Haltung und war sehr gefränkt, sie nicht zu finden, trotzdem sie ihn doch so reichlich dazu ermahnte. Ich mußte an einen Ausspruch des großen Dichters Heinrich von Kleist denken, der „Die unverhoffte Wirkung“ heißt und lautet:

„Wenn du die Kinder ermahnst, so meinst du, dein Amt sei erfüllt.“

Weißt du, was sie dadurch lernen? — Ermahnung, mein Freund!“

Wenn wir also wollen, daß unsere Kinder nicht das Er-mahnen zu den Dingen erlernen, sondern die Dinge selbst, zu deren Ausübung wir sie anhalten, so müssen wir das, in Schule und Haus, anders tun als mit Worten. Wir müssen ihnen zeigen, wie man das tut, was wir von ihnen verlangen. In erster Linie ist das natürlich Sache des Elternhauses, und es müßte der beste Grund dafür sein, von einem Kinde niemals mehr zu fordern, als man ihm zu zeigen vermag. Das klingt im ersten Ansehen befremdlich, denn, wird man fragen, was verlangen wir denn schon von so einem Kinde Großes? Das ist nun ganz falsch gesehen, denn wir verlangen wirklich Großes: angespannte Aufmerksamkeit für Dinge, die das Kind nicht selbst gewählt hat (das ist schon etwas, was zu leisten uns reichlich schwer fällt), dann verlangen wir, daß es sein Vergnügen hintansetzt, um erst seine Aufgaben zu erledigen (auch etwas, was wir nicht immer üben),

vor allem aber muß das Schulkind morgens früher aufstehen als ihm lieb ist, eine Forderung, die durch ihre tägliche Wiederholung nicht an Unnehmlichkeit gewinnt und die zu erfüllen uns selbst auch nicht immer leicht ist.

Das sind lauter große Ansprüche an Disziplin, Energie und Ausdauer des Kindes. Wie wenige Eltern haben ihr Teil dazu geleistet, die vorerwähnten Eigenschaften im Kind zu wecken und großzuziehen. Wie selten hat das Kind Gelegenheit, seine Umgebung in diesem Sinne zum Muster zu nehmen. Da ist es denn kein Wunder, wenn so oft die Klage zu hören ist, daß die Kinder ungenügend zur Schule gehen und dort versagen. Wie viele nervöse Erkrankungen, z. B. das Erbrechen am frühen Morgen, wieviel Grund zu Unfrieden, z. B. das Zuspätkerschulkommen, das Bertrödeln und Verlieren der Schulrequisiten, haben den alleinigen Grund darin, daß das Kind für die Aufgaben der Schule nicht genügend vorbereitet ist.

Wie glatt und leicht wickelt sich hingegen der Fortgang in der Schule bei den glücklichen Kindern ab, deren Eltern (und es sind vor allem die Mütter, denen diese Anleitung zukäme) es verstanden haben durch ihr Beispiel, durch die Stimmung, die im Hause herrscht, Freude an der eigenen Leistung beizubringen.

Eine große Erleichterung für das Kind ist es auch, wenn die Mutter ihr selbst noch unbekannte Dinge mittlern und so das Kind lehrt, Schwierigkeiten zu überwinden, mit einem Wort, wenn sie das Kind lehrt zu lernen.

In der Volksschule wird zu diesem Punkt, besonders in Wien, dank der vorzüglichen Schulreform der sozialdemokratischen Stadtverwaltung, Segensreiches geleistet, aber im Haus wird noch oft so manches versäumt und unterlassen, was den Kindern Erleichterung ihrer Pflichten schaffen könnte, selbst den am meisten belasteten, die in der Hausarbeit viel mithelfen müssen. Gebt ihnen durch euer Beispiel Mut zu ihrer Arbeit, und wenn sie doch nicht immer nachkommen, dann sucht den Fehler nicht allein bei ihnen, sondern fragt euch sofort und vor allem: Was habe ich, was hat die Umgebung des Kindes versäumt? Hat man erst gelernt, in der richtigen Art zu suchen, dann findet man auch leicht die Mittel, die nötig sind, um dem Schulkind zu geben, was für seine gesunde Entwicklung das Wichtigste ist, die Freude an der Schule.

Gefühl und Verstand!

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In der „Frauenstimme“ stand letzthin ein Artikel: „Gefühl oder Verstand?“ Dort waren gefühls- und verstandsmäßige Einstellung zum Sozialismus einander gegenübergestellt. Sind sie wirklich Gegensätze?

Sie sind es freilich dann, wenn man, wie der Aufsatz es getan, verschwommenes, sentimentales Hinneigen zum Sozialismus und Sympathisieren mit ihm ohne die tiefempfundene Verpflichtung zur Mitarbeit als Gefühl bezeichnet. Dann kann man freilich die Forderung aufstellen: Nicht Gefühlssozialisten, sondern Verstandes-sozialisten! Aber wird das schöne Wort Gefühl nicht in diesem Zusammenhang mißbraucht, sollte man nicht zutreffender von Stimmung und sozialischem Sprechen?

Keine große Bewegung kann nur auf verstandesmäßige Erkenntnis allein begründet werden. Am allerwenigstens eine Bewegung, die, wie die sozialistische, größte Opfer und Hingabe von ihren Anhängern gefordert hat. Die Märtyrer des Sozialistengehezes waren zweifellos nicht nur „Verstandessozialisten“, sondern in viel stärkerem Maße Gefühlssozialisten.

Und heute fühlen wir Sozialisten uns mehr und mehr als Träger einer neuen Kultur und Menschheitsgemeinschaft. Von diesem Wollen her erhält die „Umwägung des ökonomischen Unterbaues“ erst ihre Berechtigung und ihren letzten Sinn. Wir wollen aus der Arbeiterschaft nicht ein lattes Kleinbürgertum, sondern neue Menschen schaffen. Unsere sozialistische Jugend empfindet am tiefsten, nicht allein aus Unterdrückung und wirtschaftlicher Not, sondern auch aus einseitigem Verstandesstult der kapitalistischen Umwägung heraus die Sehnsucht nach einer menschlichen Gemeinschaftsordnung. Hier sind Triebkräfte lebendig, die noch über Gefühl und Verstand hinaus den ganzen Menschen bis in die Wurzeln seines Wesens hinab erfassen. In unseren großen Arbeiterfesten und unseren Arbeiterdichtern wird dieses Neue zum erstenmal vorahnend Gestalt.

Wir Frauen aber sind von diesem Hauch des neuen Wesens noch am wenigsten berührt. Wir pendeln noch zwischen den beiden Extremen, die fast die einzigen Möglichkeiten der vergangenen Epoche darstellten: Verstand und Stimmung, und weil uns die Gelegenheiten zur Verstandesbildung fast völlig verschlossen waren, schlägt die Waagschale meist zugunsten der Stimmung aus. In diesem Sinne war die Kritik des Verfassers von „Gefühl oder Verstand?“ voll berechtigt. Die Frauenagitation rechnete manchmal gar zu bequem nur auf die Stimmung und vernachlässigte die verstandesmäßige Ausbildung. Allerdings fand sie dabei in der sexuellen Beschaffenheit der wenig vorgebildeten und furchtbar arbeitsüberlasteten Frauen eine Entschuldigung.

Heute aber gilt es, bewußt neue Wege zu beschreiten. Fort mit der Stimmungsmache, und Gefühl und Verstand jedes an seinem Ort! Klarheit und Wissen um Dinge der Politik und Wirtschaft sei in unserer Frauenarbeit, Erlebnis des Kommenden in unseren Feiern. Dann können wir beides in höherer Synthese vereinen: Gefühl und Verstand!

Mutterbewußtsein.

Den lebendigen Kernpunkt jeder Reform des Frauenrechts muß das Mutterbewußtsein bilden. Die Zelle des künftigen Zellenstaats, der einen gesunderen sozialen Körper darstellen wird, ist das Weib mit Mutterbewußtsein. Die großen Reformationen der Frauenwelt sind nicht diejenigen, deren Wächter es ist, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun, sondern jene, die sich bewußt werden, daß jeder, auch der größte Mann, durch ein Weib geboren ist, die bewußten Gebäreinnen, des Geschlechts der Menschen und Götter. Das Naturrecht des Weibes ist das Recht auf das Kind, und es ist das allerhöchste Blatt in der Geschichte des Weibes, daß sie sich dieses Recht hat entreißen lassen. Man hat die Geburt eines Kindes, sofern sie nicht durch einen Mann sanktioniert ist, unter den Schwefelregen allgemeiner und öffentlicher Verachtung gestellt. Diese Verachtung ist aber zugleich das erbärmlichste Blatt in der Mannesgeschichte. Bildet eine Olga der Mütter, würde ich den Frauen raten, und jedes Mitglied bekenne sich, ohne auf Sanktion des Mannes, d. h. auf die Ehe Rücksicht zu nehmen, praktisch und faktisch durch lebendige Kinder zur Mutterschaft. Hierin liegt ihre Macht, aber immer nur, wenn sie mit Bezug auf die Kinder stolz, offen und frei, statt selbe, versteckt und mit ängstlich schlechtem Gewissen verfahren. Grobert auch das natürliche, vollberechtigte, stolze Bewußtsein der Menschheitsgebäuerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblicke, wo ihrs habt, unüberwindlich sein.

Gerhart Hauptmann (aus dem Roman „Atlantis“.)

Der „Gemeinde“-Junge.

Von R. Todenhagen.

Das kleine Dorf lag nicht im Plan unserer Pfingstwanderung. Es sollte am Wege liegen bleiben. Wir wollten die mecklenburgische Seentette in zweieinhalb Tagen umwandern. Da hieß es tapfer drein schreiben. Unsere Wandergruppe stand in einem Acker, in dem Walzermelodien einen unüberwindlichen Zwang auf die Beine ausübten. So kam es, daß wir, angelockt durch die Klänge einer italienischen Drehorgel, doch in das Dorf einzogen.

Die Drehorgel lieferte die Begleitmusik zu einem auf dem Dorfplatz aufgestellten Korussell, dem Pfingstvergnügen der Dorfjugend. Festlich gekleidet belagerten Kinder jeden Alters den Platz. Eins unter ihnen, ein etwa vierjähriger Knabe, aber fiel auf durch seine auffallend schlechte Bekleidung. Mit dem mangelhaft ausgebefferten zu kleinen Anzug und den nackten Beinchen stach dieser Knabe ab von allen anderen Kindern. Die übrigen waren zwar auch nur bescheiden gekleidet, hatten aber doch den Festtag unterstrichen — die Mädchen mit Haarschleifen und weißen Schürzen, die Knaben mit Schlipsbändern und blinkenden Nadeln darin und alle hatten Schuhe und Strümpfe an.

Der Kleine im Alltagskleid genoss die Freude des Korussellfahrens am Rande im wahren Sinne des Wortes. Wenn das Korussell im Auslaufen war, schwang er sich auf die Bordschwelle und kostete die letzten Schwingungen aus, auf dem Bauche liegend, die nackten Füße durch den Sand schleifend.

Einer aus unserer Wandergruppe hob diesen Knaben auf, setzte ihn auf einen der Holzgäule und ließ ihn eine Runde machen.

Es schien dem Knaben keine frohe Fahrt zu sein. Fast war's, als fühle er sich, von erhöhter Stelle aus den Blicken aller preisgegeben, in seiner schlechten Kleidung wie ein Geächteter. Mit unbestimmbarem Gesichtsausdruck, die Augen niedergedrückt, wehrhängend als sitzend, fuhr er seinen Groschen ab, um dann schleunigst wieder in den Sand herunterzugleiten.

Im Begriff, weiter zu wandern, näherten sich uns drei kleine Mädchen, in netten bunten Kleidern und weißen Schürzen. Mit einem artigen Knix stellten sie sich uns als die Schwestern des Jungen vor, wahrscheinlich daraus Anwartschaft auf die nächste Runde abteilend.

Auf unsere erstaunte Frage, warum denn der Bruder kein festlich Kleid an habe, erhielten wir die Auskunft, er sei „unartig“ gewesen und „überhaupt“ setzte die Sprecherin, eine Zwölfjährige, hinzu, „er ist ja nicht unser richtiger Bruder, er ist bloß der angenommene „Gemeinde“-Junge.“

Wir wanderten weiter. Sonnenschein und Vogelklang machten uns froh. — Der arme Junge war bald vergessen.

Mehr als ein Jahrzehnt war vergangen. Im letzten Kriegsjahre mußte ich in einer Jugendstrafsache vor dem Schöffengericht Zeugnis ablegen. Zwei junge Burschen im Alter von 17 Jahren hatten sich erstmalig wegen eines Diebstahls zu verantworten. Der eine der beiden war ganz gebrochen, kaum fähig, seine Personalien anzugeben, der andere dagegen machte seine Angaben kurz, ohne jede Spur von Erregung und doch wirkten sie erschütternd. Sein Leben war schon als Kind unstet und flüchtig gewesen. Unehelich geboren, in einem Dorf als Gemeindefind an die mit geringstem Kostengeld zufriedenen Leute ausgetan, war er ohne Liebe aufgewachsen. Als Sechzehnjähriger in die Großstadt gekommen, ohne Anhalt an innerlich für ihn interessierte Menschen, ein halbtotes Menschenkind am Rande wandelnd, bei den ersten gefährlichen Stellen gestrauchelt.

In meiner Erinnerung tauchte die kleine Szene in jenem Dorfe auf, am liebsten hätte ich sie dem Richter erzählt. Der Bursche von heute schien mir der Knabe von damals zu sein. Vielleicht nicht dem Namen, aber doch dem Schicksal nach.

Kinderseelen sind keine Automaten, die auf Groschenwurf mit strahlendem Lächeln quittieren können.

Simmer noch leiden wir an der Annahme, ohne tieferes Eingehen auf die Eigenart des jungen Menschen und seine Umwelt Schutzforderungen ziehen zu dürfen, halten uns für berechtigt, ihm Lebenslinien vorzuzeichnen, ohne ihm die innere und äußere Möglichkeit dafür zu geben.

Diese Einstellung hat ihren Niederschlag in Tausenden von Gerichtsurteilen gefunden. Es ist noch nicht allzu lange her, daß man Kinder von 12 Jahren ab schon in die Gefängnisse steckte.

Der Sozialismus hat im stetigen Kampf gegen die Reaktion schon Wandlungen mannigfacher Art herbeizuführen vermocht: Jugendgerichte, Strafausschub, Jugendgerichtshilfe, Schutzaufsicht u. a. m.

Vieles ist noch zu tun. Die Fürsorge für unsere Jugend steckt noch in den Kinderschuhen, sie ist eine Frage der Aufwärtsentwicklung unseres gesamten Wirtschafts- und Kulturlebens zum Sozialismus. Wer hat ein stärkeres Interesse an dieser Aufwärtsentwicklung als die Frauen?

Türkische Schwänke.

Von Naszr-ed-din.

Naszr-ed-din hatte beim Metzger eine Leber gekauft und schlenderte nach Hause. Ein Freund begegnete ihm und fragte: „Wie gedenkst du die Leber zu bereiten?“

„Nun, wie gewöhnlich“, sprach Naszr-ed-din.

„Ich weiß dir aber eine viel bessere Art“, entgegnete der Freund und begann das neue Rezept umständlich herzusagen.

Darauf Naszr-ed-din: „Freund, ich kann es mir so rasch nicht merken. Schreib mir das Rezept auf!“

Gut, der Freund tat es. Naszr-ed-din dankte lebhaft, nahm Abschied und ging. Und freute sich schon auf das ledere Gericht.

Da sprang von ungefähr ein freunender Hund aus dem Busch, schnappte nach der Leber und ließ davon.

„Haha!“ lachte Naszr-ed-din. „Dummes Tier, lauf du nur mit der Beute — sie nützt dir doch nichts: denn das Rezept habe ich.“

Einst kam ein Nachbar zu Naszr-ed-din und bat um ein Darlehen von ein paar Groschen — nur für eine Woche.

Da sagte Naszr-ed-din: „Meber Nachbar, das Geld borgen kann ich dir nicht, denn ich habe keins. Damit du aber meinen guten Willen siehst, will ich dir den Termin aus zwei Wochen verlängern.“

Naszr-ed-din rühmte sich eines Tages seinen Freunden gegenüber: „So alt ich bin — ich habe nichts von meinen Jugendkräften eingebüßt.“

„Wie kannst du das behaupten?“

„In meinem Hof liegt ein gewaltiger Stein — den konnte ich als Büngling bei aller Anstrengung nicht heben. Heute versuchte ich es wiederum — und sieh: der Stein rührt sich vom Fleck, genau wie damals nicht.“

Naszr-ed-din lag schlafend zu Bett mit seiner Frau. Da erhob sich vor dem Haus ein mächtiger Bärm — etliche Männer schienen einander in die Haare geraten zu sein.

„Sieh nach, was sie haben!“ mahnte Naszr-ed-dins Frau. „Am Ende gibt's noch einen Totschlag auf unserer Schwelle.“

Geuzend erhob sich der Ehegatte, schlüpfte in seine Hauschuhe, nahm die Bettdecke über und ging.

Raum hatten die Käufer ihn erblickt, als sie sich auf ihn stürzten, ihm die Decke entrißen und davonstoben.

Naszr-ed-din lehrte um.

„Nun,“ rief die Frau, „was war's? Worüber hatten sie gestritten?“

„Ach nur um unsere Decke“, antwortete Naszr-ed-din.

(Aus der von Roda Roda und Theodor Ebel herausgegebenen Sammlung „Welt und Wort“, Stimpfahmus-Verlag, München.)

Geschichten vom Elschen. Der Hut, Elschen hat Papas Zylinder aufgestöbert und sich übergestülpt; das Köpfchen ist in der weiten, tiefen Röhre ganz verschwunden. „Mama,“ tönt es begeistert daraus hervor, „sieh mal, ein zweischläfriger Hut!“ — Die Tafsche, Elschen soll einholen, die Mutter gibt ihr die wachstuchene Einholetasche in die Hand, die nicht mehr neu und schon ziemlich abgeblättert ist. Elschen aber erklärt kategorisch: „Mit der Tasche gehe ich nicht, die ist ja schon verwelt.“ — **W i s e r t ä n d n i s.** Mutter erzählt eine Geschichte: „Die arme Frau ernährte sich und ihren Sohn mit Spinnen.“ Darauf Elschen mit tiefstem Abscheu: „Igittigittigitt!“ — Die Kuh. In der Sommerfrische reißen die Kühe die aufgehängte Wäsche vom Zaun, was Elschen sehr entrüstet. Mutter sagt: „Geh hin und schimpfe die Kühe aus.“ Nach einer Weile kommt Elschen zurück und Mutter fragt: „Nun, was hat die Kuh gesagt?“ Elschen: „Sie hat gesagt, die andere hat es getan.“ — Der Dampfer. Elschen wird von den Eltern auf eine Dampferfahrt mitgenommen. Ein kleiner Dampfer kommt ihnen in scharfer Fahrt entgegen, hoch schäumt das Wasser auf zu beiden Seiten des Bugs. Aufgeregt ruft Elschen: „O, der ist aber wütend!“

Neugierig. „Vater,“ fragt der kleine Otto, „ist das wirklich wahr, daß der König Salomo siebenhundert Frauen hatte?“

„Ja, mein Junge, es soll so sein,“ antwortete der Vater.

Otto: „Ja, aber warum hieß er denn da „der Weise?“